

Illustriertes Sonntags-Blatt

Beilage zum
Sadamarer Anzeiger.
Verlag von Joh. Wilh. Hörter in Sadamar.

1915. * Nr. 40

Der Brennermühlhof.

Schwäbischer Dorfroman von Erwin Hahn.

(Nachdruck verboten.)

In zorniges Gewitter hatte sich soeben ausgetobt. Die Dorfbewohner stellten erleichtert die braungebräunten Köpfe aus dem Rahmen ihrer kleinen Fenster und riefen sich ihre Beobachtungen und Folgerungen in ihrer selbstbewußten, wichtiglugen Art über die Straße. „Jensack, ist dös 'n Wetter gwea! Man hat doch g'meint, ist 'n Hemmel zerreißen! — 's denkt mir net, daß i hab' schon verlegt!“

„Man hat's braucht, Andrejel,“ gab der Hagmayerbauer „man braucht's! Seit dem letzten Vollmond hat's nix mehr gemacht! D' Natur war am Verschmachten, und da hat Herrgott halt endlich 'n Einseh'n g'habt.“

Und wie er sah, daß ihn die frische Dirn mißtrauisch anblinzelte, setzte er zu besserer Verständigung hinzu:

„Da gud nauf, da ist's hinzogen, — 's Donnerwetter. Aber'n Heimbodel weg, den Soldaten nach. Ins Unterland!“

Dann sang er jauchzend: „Mein Schatz ist'n Reiter! Zudeideldideidideideldida! — Hahahahaaaa...!“

In urgemüthlicher Schallhaftigkeit verschmelzte der alte Junggeselle, seine Bosheit mit einer herzlichen Lachsalve.

„Ach geht, Ihr macht Spruch!“ schrie ihn die Lisbeth an, drehte sich aber hastig auf einem Absatz herum und streckte ihren schönen, etwas sonnengebräunten Hals so weit wie möglich den hochheilenden Wolken zu, um unter dieser Anstrengung ihre aufsteigende Röthe zu verbergen.

Vor noch nicht acht Tagen war nämlich Einquartierung im Dorfe. — Rote Mänen! Die hatten das sonst so ruhige Bauern-
dörfchen und ganz besonders dessen weibliche Jugendschönheiten

in eine nicht geringe, aber begreifliche Aufregung versetzt.

Der alte Deder-Andrejel aber meinte bestimmt, er habe noch gestern, beim Kartoffelhacken — er hilft nämlich dem Hagmayerbauer bei kleinen Arbeiten noch ab und zu aus — „ein Paar verdächtige Tränen über der Lisbeth ihre Bädlein kullern sehn“, die nach seiner Behauptung „bald rot, blau und auch bald schwarzleht g'funfelt hätten, und weil der schmutzrote Mänen g'reiter, der



Einzug des Prinzen Leopold von Bayern in Warschau. (Mit Text.)

gutmütige Siebziger fragte sich vergnügt in seinen weißen Pöbeln und zog den breiten Mund schief, als ob er Schmerzen empfinden wollte. „Mein halt, Lisbeth, — 's Jungvolk kriegt auch's Treiben, so, wie's Jungfeld! Wenn d' Sunn wieder außerlugt, emen nimmer in der Stuben. Hab' i recht oder net?“

vor sechs Tag drüben aus dem Quartier g'ritten sei, grad 'n schwärzen Schnurrbart g'habt hatt', so hätt' er eben denkt, und so...“

Der Hagmayer hörte diesen Diskurs schmunzelnd mit an und ließ seinen Blick stolz und wohlgefällig auf seinem „Hagmaile“ ruhen. So pflegte er seine Einzige zu nennen, wenn er

mal in guter Stimmung war. Doch nun hielt er es an der Zeit, seinerseits herauszupoltern:

„Ob nun grad 's Obedessa von alloi auf'n Tisch kommt, wenn's Mäde bloß no in den höheren Regionen schwabbelt?! — Her mit der Einbrennsuppen und dann nüber in' Stadel, — nach'm Rechten g'schaut!“

„Ujeerl, der Vater hat recht!“

Mit zwei ausgeprobten Sprüngen war sie die kurze Stein-
treppe hinauf. Unter der Haustür drehte sie sich nochmals nach
ihrem „schallhaften Gegenüber“ und zeigte ihm verheißend ihren
Drohfinger, den der Andresel nur mit einem herzhaften Lachen
quittierte.

Er hatte die kleine dreijährige Lisbeth einmal zwei Stunden
lang auf den Armen getragen, damals, als sie sich in den großen
Heinbodelwald verlaufen hatte und er sie mitten im Reifig-
dickicht, hilflos schreiend vor Angst und Müdigkeit, auffand.
Später hatte er ihr dann für ihren Puppenhaushalt kleine Weiden-
körbchen geflochten, und heute lacht dem Vereinsamten das
alte Herz vor Vergnügen, wenn er sich mit dem jungfräulichen
Blut neden konnte. Daß sie ihm dabei nicht ernsthaft böse würde,
wußte er aus reichlicher Erfahrung.

Nachdem nun die alten Nachbarn noch einige Meinungen
ausgetauscht hatten und der Hagmayerbauer befriedigt hinter
seiner Einbrennsuppen und seinen Schälkartoffeln saß, hatte
eine langjährige Bauernfreundschaft wiederum ihrer selbst-
verständlichen täglichen Pflicht genügt.

Der alte Andresel aber sah gerade noch, wie die Lisbeth das
Köpfchen mit dem vollen blonden Haarnest trotzig zurückgeworfen,
zur Scheuer ging, die alleinstehend, mit der Giebelseite gegen die
Straße zu, alle andern Häuser in der Nähe etwas prächtig überragte.

Er steckte schmunzelnd sein Pfeifchen in Brand und machte
sich wieder hinter sein beliebtes Wochenblättchen.

Während diesem idyllischen Dorfintermezzo trat auf der
Bürgerhalde ein junger Mann aus einer Feldhütte, in der er
offenbar Schutz gegen den reichlichen Wasserregen gefunden hatte.
Den braunen Samthut trotzig-led im Nacken, redte und streckte
er die sehnigen Glieder, als wolle er sie nach der angestrengten
gebückten Stellung in der für einen Mann wie ihn, mit seinen
hundertzweihundertzig Zentimetern Körperlänge, viel zu niederen,
notdürftigen Hütte, auf ihre weitere Leistungsfähigkeit prüfen.

Mit einem Ruck hatte er sein grünes Rückenbündel herunter-
gerissen, und nun klopfte er mit seinem Knotenstock lässig den
weißen Chausseestaub von Beinleid und Schaftstiefeln, während
seine Augen suchend die Anhöhe abstreiften.

Richtig, dort am Wiesenhang, oberhalb des Hohlweges,
lodte ein niederes verwittertes Steinkreuz zu kurzer Raß. Ein
froher Seufzer entfloß der breiten Brust, als er sich niederließ.

Der kräftige junge Mensch auf dem Kreuz, mit dem wilden,
schweißbefeuchten, rotblonden Lodengewirr auf Stirn und Schlä-
fen, bot, nach dem Gewitter und bei der Abendbeleuchtung, ein
eigenartiges Stimmungsbild, und man hätte sich vor ihm fürchten
können, wenn nicht ein Paar hellblaue, gutmütig leuchtende
Augen würden sein übriges Äußeres Lügen strafen.

Ihn mochte Ähnliches bewegen, denn er saß in stummer Be-
trachtung seiner näheren und weiteren Umgebung versunken,
an der auch sein Gemüt einen reichen Anteil zu haben schien.

Vor ihm erstreckte sich, hinter dunklen Bergwäldern und
grünen Tälern, in seltener Klarheit die lange Kette der schwä-
bischen Voralb. Da war der Hohenstaufen, die Deck, der Hohen-
neuffen, die Achalm. Da konnte man ganz im Süden die blauen
Umrisse der stolzen Hohenzollernburg erkennen, und die Abend-
sonnenstrahlen trieben, in Kameradschaft mit den fliehenden
Wollen, ihr nedisches Beleuchtungs spiel mit den Riesendol-
mälern eintriger kaiserlicher und herzoglicher Pracht und gewaltiger
politischer Vorgänge. Es war, als wollten sie den Erdensohn
zur Selbstbekenntnis seiner Richtigkeit zwingen vor der all-
gewaltigen Natur.

Links unter ihm, im Tal, lag, von einem mächtigen Berg-
wald begrenzt, in feierlicher Abendruh das Dörfchen Furt-
mühlbach. Das Ziel seiner dreitägigen Wanderschaft und viel-
leicht — seine neue Heimat!

Er kam vom Bodensee. Im vorigen Herbst hatte er sein
altes Mütterchen begraben, die ihrem Ehemann, dem einstigen
Mühlenbesitzer und Bauer Jakob Friedrich Ohwald, nach kaum
sechsjähriger Trennung in Treue gefolgt war. Der Rest der
ehemaligen väterlichen Hinterlassenschaft war pünktlich in Mütter's
langer Krankheit und einigen alten Verpflichtungen aufgegangen.

Nachdem er ja den „Abschied“, eine Quittung über „treu
geleistete drei Jahre Grenadierdienste“ von seinem König be-
kommen, und der kalte Winter einem sehr warmen Frühjahr
nun endgültig die Herrschaft abgetreten hatte, nachdem er selbst
es zu guter Letzt durch Fleiß und Arbeit doch noch fertiggebracht

hatte, auf dem kleinen Friedhof den ortsüblichen elter-
lichen Grabstein mit goldener Widmung zu setzen, hielt ihn nichts
zurück, der dringenden Bitte der Frau Base Christine nachzu-
eilen und in ihrem kleinen einsamen Haushalt die Zuflucht zu
die dem Schwestersohn gerne gewährt sei.

Da hatte er denn eines Tages vor Sonnenaufgang sein
geschnürt. Und nun saß er da, an der Schwelle einer zu
Heimat, — müde, veratunt, einsam ...

„Verlassen, verlassen, verlassen bin ich!“

So verlor sich sein sonst allzeit heiterer Sinn ins Grü-
beln.

Nun begann er sich auch erst auf seinen Steinis. —
sollte dieses alte, moosbewachsene Kreuz erzählen? Bis
einen Unglücksfall vor vielen Jahren? Oder gar einen —

Da — eben glitten die letzten Sonnenstrahlen über
Dörfchen, gefolgt von den leichten Schatten der Nacht. Auf
Hohenneuffen blieben sie einige Minuten haften und
die Ruine in silberne Schleier. Das mächtige Gefühl der
erstehung und des Reichseins, das nur ganz unempfind-
lichen Menschen fremd ist, kam über Martin Ohwald. Mutig h-
sein Wanderbündel aufgeschwungen und stand nun barhau-
einem dankbaren Blick am Horizont, wie ein leibhaftiges
— plötzlich mitten in seiner Heimat. Die Berge und Tä-
ler, Wald, der Himmel, alle stürmten sie auf ihn ein und beg-
ihn freudig wie einen alten Bekannten, der sich einige Zei-
los von ihnen entfernt und nun wieder eingefunden hatte
liebt's Schwabenland!

Ein starkes Glücksgefühl und ungestümer Jubel dur-
ihm den ganzen Körper und drängte sich hinaus.

Ach, du klarblauer Himmel, wie schön bist du heut,
Möcht' ans Herz dich gleich drücken, vor Jubel und Freud-

Dann schwenkte er lustig seinen Hut in die Luft und
Marichtempo den Weg ins Dörfchen an.

Das Wandern ist des Müllers Lust, das Wa— andern!
Am Anfang der Dorfstraße wurden neugierig einige

aufgerissen. Auch der weiße Stachelkopf vom Deder-
erschien wieder im Rahmen.

„He, Landsma, woher des Wegs?“

„Grüß Gott, Better! Ich komm vom Bodensee, mit
Knopf im Portmonai! — Nömt Ihr mir sagen, wie ich
verwitweten Frau Christine Kern ihrem Häusel komm?“

„Zur Kernchrüstel? — Ganz durch, dann links schwenkt
auf der rechten Seite 's vorlechte, mit den grünen Läden
Giebel ist'n Bodshorn!“

„Bergelt's Gott! — Das muß ein schlechter Müller sein,
niemals fiel das Wandern ein — Grüß Gott, schön's Jun-
— dem niemals fiel das Wandern ein, das Wa— andern!“

Unter des Hagmayerbauers kleinem Scheementor sa-
blondes Mädel und schaut in felsamer Verwirrung dem
wildem Handwerksburschen nach, bis er ganz durch war und
schwenkt marsch“ machte.

Da schlug der Andresel sein Fenster zu und murmelte
vom vertrackten, wetterwendischen Weibsvolk, das nu-
nimmer einen Bestand hätte.

In das kleine Häuschen mit den grünen Läden un-
Bodshorn am Giebel war mit Martin Ohwald die Frem-
gezogen, und in die alte Brennermühle am Heinbodelwald
neuer Knecht.

Die Kernchrüstel habe jetzt doch jemand, für den sie
alten Tage noch sorgen und beten könne, und nun lasse
nicht wieder fort. Er soll nur gleich morgen beim alten
in der Mühle um Arbeit nachfragen, dem sein Sohn, der
sei vor zwei Monaten in die Fremde und hätte den
dem großen Mühl- und Sägegeschäft allein gelassen. Es
niemand, wo der nichtsnußige Gesell sich jetzt täte herum-
und der Landjäger wäre dagewesen und hätte ihn abholen-
da war aber der lustig Vogel schon heidi, — über alle
Wildfrevel oder so was hätte er gemacht. Aber das kom-
von der Gottlosigkeit und dem schlechten Glauben. Der
möchte nur recht fleißig in die Kirche gehen, daß ihm
nicht passieren könne.

Am äußersten Ende des Dorfes liegt in einer kleinen Ber-
dicht am Fuße des Heinbodelwaldes, die alte Brenner-
Ein großes Doppelhaus bildet den Hintergrund des Ge-
während links und rechts auf felsigem Vorprung sich
Tannentreihen zur Höhe schlängeln, die einem kleinen Gebir-
gerade noch Raum und Zeit lassen, dem großen Mühl-
über Holz- und Steingeröll seine Kraft zuzuführen.

Hier hatte Martin Ohwald für seine Arbeitslust die ne-
mat gefunden. Der alte Brenner fand an dem kräftigen
Ge fallen, er hatte ihn gefragt, was er könne, und dann
wenn er auch sonst umgänglich sei, wolle er ihn gerne ein-

eben dem Mahlgeschäft, das bei der geringen Einwohnerzahl sehr bedeutend war, unterhielt der Brennermüller noch zu Zeiten recht schwunghaften Holzhandel und hatte zu diesem einen kleinen Sägebetrieb angelegt. Bald hatte er auch in seinem neuen Knecht eine recht tüchtige Stütze gefunden. Denn dann aber, nach einem heißen, arbeitsreichen Tage, saß er zum letzten Schwung ausgeholt hatte und in feierlichen Schwingen sich der kühle Abend auf die Mühle senkte, saß Martin auf dem breiten Brunnenrand im Hof, spielte mit seiner harmonika die lustigsten Weisen und sang mit angenehmer Stimme alle die altbekannten Volkslieder seiner großen Heimat. Anfangs hatte er zu seinem Abendkonzert nur in den schwarzen eine anständige Zuhörerschaft, die dann ab und zu recht lustig mit den Zweigen rauschte. Doch bald fanden sich neue einige Bauernburschen ein. Und nun sprach es sich herum, daß Martin nach einigen Wochen war es für die Furtmühl-Jugend von sechzehn bis fünfundzwanzig Jahren zur Sitte geworden, nach Feierabend oder wenigstens am Tagabend sich beim „Müllermarte“ im Brennermühlhof zum Liedel oder auch einem kleinen Tänzchen zu treffen. Er ging's dann oft recht fidel zu. Aber keiner im Dorfe konnte die Schnurren erzählen, so kreuzfidele Schnaderhüpfeln singen, so gut die Harmonika spielen wie der Martin. Das trug ihm auch manchen verliebten Blick ein aus den schönen Augen Martinen und fast ebensoviel drohende Gesichter der Burschen. Es war aber nicht schien, als ob er neben seinen spitzbübischen Erklärungen der einen oder anderen noch besonders den Hof besuchte, wurde die liebe Eintadt durch nichts gestört. Im Gegen-satz bekannte sich bald dieser, bald jener von den jungen Bauern sich zu Martins Freund, und auch der alte Brenner stand unter der Türe und sah wohlgefällig dem bunten Treiben zu. Einmal wiegte er sich nach der Musik im Dreivierteltakt von Wein zum andern oder stieß ab und zu mal einen kräftigen er aus. Dann aber laute er wieder mürrisch an seiner Pseife und brummte zornig durch die Zähne:

„Und der meinig läßt sich erwischen, so'n Dappschädel!“

In ganzen Dorf gab es nach dem Abendläuten nur eine unglückliche Seele, und das war — Hagmayers Lisbeth. Vater hielt gar streng auf frühzeitige Nachtruhe. Um neun Uhr wird die Tür geschlossen, hatte er ihr einmal Antwort gegeben. „Dös Nachtschwanz könnt' i grad brauchen!“ Das sollte sie dagegen tun? Also, das war abgemacht, beim war in der Sache nichts mehr zu erreichen, und die Mutter schon so lange tot. Da, als ihre Neugier auf die „schönen termühlabende“ und den „lustigen Müllermarte“ von einigen schon aufs höchste gesteigert war, kam ihr ein rettender Rat. Der Deder-Andresel, ihr alter Freund, mußte ihr helfen. Der vielen Befürwörter ihrer harmlosen Absicht hatte sie weit. Am nächsten Sonntag nachmittag gingen die beiden Heimbodelwald, um „Waldmeisterle“ zu suchen, und kamen, während der Hagmayerbauer gerade bei der Engeln seinen Sonntagschoppen hielt, zufällig am Brennerhof vorbei. Da ging es heute ganz besonders hoch her. Der Brennermüller hatte Geburtstag und dieses wegen „ein Fäßel sich g'schnüßten, — fürs Jungvolk“.

„Da schau her, die Lisbeth! Zuckhe! Martel, noch'n rief der rothaarige Siehlermichel.“

„Hör'n Andresel 'n Steitügel! — Prost Andresel, tut mir leid!“

„Wirbelten die Paare im wilden Durcheinander über den Das war ein Zauchen und Flattern von weiten Falten, wie bei der Kirchweih. Der Andresel hatte dem Brenner zugetrunken und benützte jetzt die Zeit, um sich nach den Holzpreisen zu erkundigen.“

„Legte der Martin sein Instrument zur Seite, und der war aus.“

„An der Stelle, wo der Tanz beendet war, hatte der Siehler die Lisbeth ausgelassen und schrie jetzt mit seiner hellen Stimme: „Buabn! Mädels! I kenn a Heß! — Der Deder-Andresel muß 'n Kriegsständel hertun!“

„Wao, bravo! Andresel, 'n Kriegsständel!“

„Da darauf saß der Alte auf einem kräftigen Eichenstamm, im Wasserrad quer am Boden lag, wie ein Feldherr inmitten Truppen und erzählte zum soundsovielten Male die lustige Geschichte, wie sie damals dem badischen Geizhals die halbe Sau kamin runtergeholt hätten. — Andreas Deder hatte als ihrer Anno achtundvierzig das Revolutionsjahr mitgemacht und auch schon unterwegs nach Dänemark gewesen, aber die Preußen“ ließen ja damals den Feind laufen, ohne daß sächsisch-bergaische Infanterie zu Schuß gekommen war. Die günstige Gelegenheit hatte der Martin gebraucht und der Hagmayer seine Freude über ihre Gegenwart ausgedrückt.

„Flachsköpfe!“, rief er ihr zu, „i mein, wir müßten uns kennen!“ Und munter bekam er zurück: „Ma müßt sich halt b'fennen!“ „Natürlich! Du bist ja das schöne Jungferle, das i bei meim Einzug vor vier Wochen zuerst g'grüßt hab'!“

„Ebbes dran kann wahr sein!“

„Siehst, damals hab' i denkt, — dös wär 'n gut's Zeichen. Und jetzt hat mir doch allweil was g'fehlt! Warum bist net schon längst mal runterkommen?“

„Rei Zeit net! I muß den Haushalt führen, d' Mutter ist nimmer da!“

„O du mein! Und noch so jung!“

„Das verschlägt nix! Aber komm, wir müssen zu den andern!“

Unter der Haustüre steht der alte Brenner. Er kuckt an seinem rechten Schnauzbart und kneift das linke Auge zu: „Schad um den! Tāt' zu was Besserem taugen, als zum Weiberzipsel!“

Dann nahm er sich in der Stille etwas vor und ging ins Haus. Wie er in seiner Schlafstammer war, schob er den Riegel vor und rückte, nicht ohne sich vorher vergewissert zu haben, daß man ihn durchs Fenster nicht beobachten konnte, einen schweren Eichen-schrank von der Wand.

Eingelassen ins Gemäuer auf starken Holznägeln zeigten sich jetzt zwei schwere Jagds Flinten. Die holte er hervor aus ihrer friedlichen Ruhe. Auf dem Betrand sitzend öst und puxt er erst die eine und dann die andere. Dabei knirscht er fortwährend durch die Zähne: „Läßt sich erwischen! So'n Dappschädel!“

Währenddem hatte sich auf dem Hof dem Andresel sein „Märchen-schatz von Anno achtundvierzig“ erschöpft, und der Schwarm trat munter den Heimweg an, langsam, in kleinen Gruppen.

„Marte, kommst mit zur Engelvirtin?“ rief der Siehlermichel zurück.

„Kann sein, i komm nach!“

Unter den letzten ging die Lisbeth; der Andresel war schon im Disput voraus. Gerade, wie sie unter den Tannen aus dem Hof biegen wollte, hielt sie der Martin mit einem geschickten Griff am Handgelenk zurück.

„Wart 'n weng, Flachsköpfe! Wie ist's, kommst bald wieder?“

„Kann net, der Vater ist gar streng!“

„Na, weil's grad so selten vorkommt,“ versetzte Martin resolut, — „a Bussel kannst mir schon dalassen!“ Und ehe sie sich seiner erwehren konnte, hatte sie es weg, daß es im Hof widerhallte.

Das war der Lisbeth zuviel. „A so a Redheit!“ Mit einem derben Stoß hatte sie sich befreit, so daß der große, starke Bursch beinahe zwischen die Tannen gefallen wäre. „Daß du's nur weißt, — i bin a anständig Mädel! Da derzu such' dir nur a andere aus!“

Nun stand der Martin Ohrwald da und starrte der hübschen Dirne nach, die zornig davongefegte, um ihren alten Andresel einzuholen. Das war ihm noch nie passiert. Zu seinem Glück hatte es keiner gesehen.

Dann kratzte er sich verlegen hinter dem Ohr und schlenderte im Arger über seine „Dummheit“ in den Hof zurück.

Hier stand schon wieder der Brenner unter der Haustüre und winkte ihm mit zwei gefüllten Steinkrugeln zu sich.

„Komm her, seß' dich zu mir, Martel, und trink mir Bescheid! Prost uns beiden! Auf'n gut's Auskommen!“

Eine Stunde später verhallte der erste Glodenschlag auf der kleinen Dorfskirche. Da huschten zwei graue Schatten über den mondbeschienenen Brennermühlhof und verschwanden im Dunkel der Tannen.

(Fortsetzung folgt.)

Frau Beckeraths Ahnungen.

Von E. Fries.

(Nachdruck verboten.)

Sie war ein bißchen abergläubisch, sie gab viel auf Träume und Ahnungen. Das war dem Geldtumm nicht günstig. Nein, sehr heldenmütig hatte sie sich beim Abschied nicht benommen, Frau Beckerath wußte es selbst. Aber er war ihr Letzter, die beiden anderen waren schon fort, und sie allein wußte, wie waghalsig gerade der Frit war.

„Geh, Mutter, mach doch kein so Gesicht,“ bat er schmeichelnd, „du weißt, ich kann's nicht leiden.“

„Ich habe so schlecht geträumt!“ seufzte die Frau.

„Schlecht geträumt hat sie — na ja, das ist auch ein Grund, ihrem Jungen den letzten Tag zu verderben!“

„Du wirst sehen, du kommst nach Rußland —“

„Na, denn komm ich nach Rußland!“

„Da wirst du dich schön umgucken —“

„Wieso? Das kann doch ganz interessant sein. Da sieht man einmal etwas anderes —“

„Du nur nicht so! Es wär' dir ja doch nicht einerlei.“

„Ei, was wollt ihr denn machen? Ich geh hin, wohin ich geschickt werde.“ Gutmütig nahm der Sohn die Hand der alten Dame und streichelte sie.

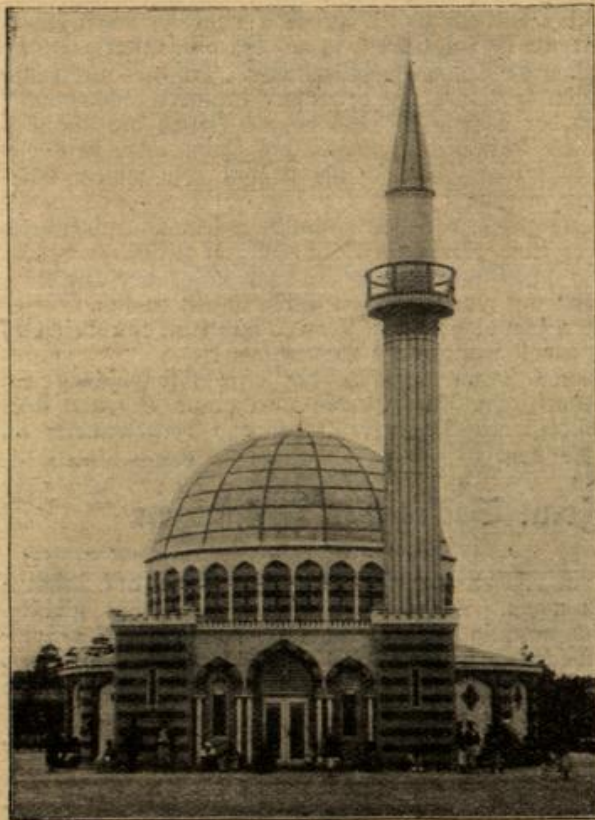
„Gib wenigstens acht, daß du nicht in russische Gefangenschaft geräfst!“ begann die Mutter wieder. Sie konnte ihre Gedanken nicht von den trüben Vorstellungen lösen. „Ich glaube, bei den Franzosen und bei den Engländern ist die Gefangenschaft gerade auch nicht zu empfehlen“, lachte er. „Im Gegenteil, bei den Russen ist es vielleicht noch besser. In Sibirien wird man gewiß nicht so scharf bewacht, denn wo soll man da hin? Man kennt daselbst weder Weg noch Steg, Ortschaften gibt es nicht auf viele Meilen. Ich bin vollkommen sicher, da darf man frei herumgehen. Das ist doch ganz interessant. So billig kommt man da nicht wieder hin —“

„Hör auf, hör auf! Wenn man dich hört, sollte man denken, es wäre dein Ideal, in russische Gefangenschaft zu kommen.“



Zum fluchtartigen Rückzug der Russen bei Warschau:

Russische Geschütze und Ausrüstungsgegenstände auf der Rückzugsstrecke gen Osten. — Phot. Sennede



Moschee im Gefangenenlager Wünsdorf bei Berlin. (Mit Text.)

„Aber Mutterchen —“ Fritz hörte kaum noch zu. Verstoßen schielte er nach der Uhr über dem Büfett. Die Zeit schritt vor; und er hatte doch so zuversichtlich gehofft, die, die er liebte, würde noch kommen, ihm Lebenswohl zu sagen. Es sollte ihm ein gutes Zeichen sein; — wenn sie nicht kam, dann — doch da war sie. Fritz Bederath sprang auf wie elektrisiert und ging zwei jungen Damen entgegen, die soeben den Wartesaal betraten.

„Wir mußten Ihrem Herrn Sohn doch noch ein paar Blätter bringen zum Abschied“, sagte Frau Dr. Braune nach geräuschvoller Begrüßung mit Oberleutnant. Die alte, demüthigte, freundlich lächelnde, ein wenig beobachtete, hätte die re Abwesenheit kennen gelernt. Frau Braune eine geistreiche Frau, was wohl mit ihren Jahren zu tun hatte. Reizend, sie, das, was der Reiz, durchlassen, durchflug und unter voll anderer getat fast als Jünger, in eines keine trübe, Empfindung hervorbrachte. Die re Dame, Fräulein, war auch sehr hübsch, aber viel stiller. Die hat Frau Braune wohl nur mitgebracht, um nicht allein zu sein. Es wurde Zeit zum Einsteigen. Nun nahm Fritz den Arm seiner Mutter.

„Also, nun mach dir keine Gedanken; du weißt, ich bin dein Sonntagstisch“, redete er ihr zu.

„Ja, wirklich?“ fragte Gertrud Braune neugierig. „Da ich noch gar nicht gewußt —“

„Aber wie oft haben Sie mich einen Glückspilz genannt“, erwiderte er lebhaft. „Tatsächlich ist es mir ja auch immer sehr gut gegangen. Ich könnte mir gar nicht vorstellen, daß ich einmal kein Glück haben sollte.“

„Nicht!“ machte Frau Dr. Braune, „das beruht man nicht.“

Er wollte sich totlachen. „Sie auch?“

„Sie sind aber gläubig?“

„Das sind wir doch alle. Sie ebenfalls. Sonst würden Sie nicht darauf pochen, daß Sie ein Sonntagstisch sind!“

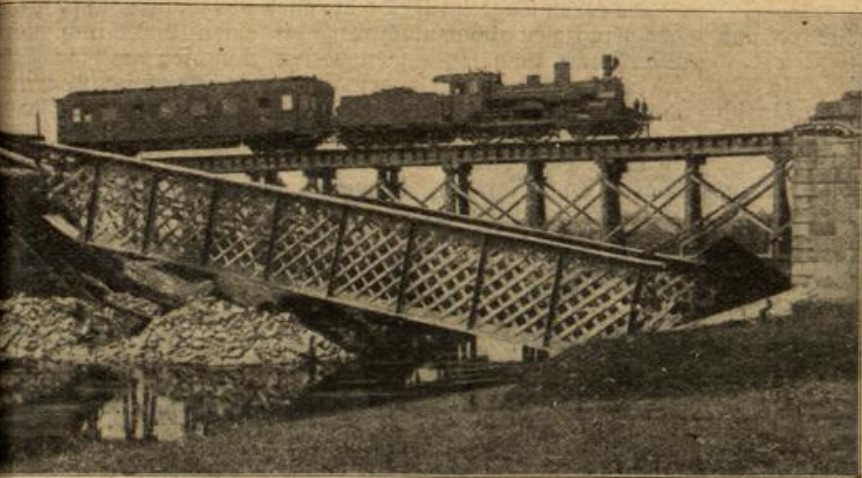
„Nun also! Wenn Sie einmal hören, daß mir ein Schmerz widerfahren ist, dann können Sie annehmen, daß Stern im Sinken ist. Das ist auch ein Aberglaube von uns.“



Französischer Minenwerfer für schwere Minen. Nach der französischen Zeitschrift „L'Illustration“.

„Nun also! Wenn Sie einmal hören, daß mir ein Schmerz widerfahren ist, dann können Sie annehmen, daß Stern im Sinken ist. Das ist auch ein Aberglaube von uns.“

er Bl
ger
er B
g mit
verle
alte
stüht
andli
eln,
se
obab
te die
lwe
nen
Fr
une
ge
Fra
s wol
ihre
Zur
zend
das
Frau
Nem
en,
g und
anmer
fast
m
ne
pfing
vor
Die
Dam
hul
hat
i to
s do
ch
Da



Die von den Russen zerstörte Brücke in Polen, daneben die von deutschen Pionieren hergestellte Ersatzbrücke.

Frau Bederath konnte es kaum ertragen, in ihrer trüben Stimmung das leichte Geplauder mit anzuhören. Immerhin kam sie durch Anwesenheit der jungen Damen und unter über den Abschied fort. Ihr war es, als ob mit dem Ausrücken fast alles zu Ende für sie sei. Eines Tages las Frau Bederath in der Zeitung, daß Frau Dr. Braune sich wieder verheiratet hatte; kriegsgetraut mit einem vorwärtmann. O Gott, wie furchtbar! Das war doch der Schmerz, vor welchem ihr Junge sich fürchtete — nun würde er selbst denken, das Glück habe ihn verlassen!



68-jähr. Kriegsfreiwilliger, Träger des Eisernen Kreuzes (Mit Text.)

wiederkehren würde. Sie warnte sich in Angst, kaum sie, den Brief zu öffnen. „Überhörten Du sie habe ich gehabt, liebe Mutter,“ — „Fritz, wir wurden ge-“ — „von St. M. fortgenom-“ — „ehe die Franzosen dort neuen Durchbruch ver-“ — „en. Die uns ablösten,“ — „schwer gelitten. Ich“ — „eben noch die Nachricht“ — „Frau Braunes Wieder-“ — „erhaltung erhalten, die



Salvatore Barzilai,

der neue italienische Minister, wurde zum General-Kommissär für sämtliche eroberte Gebiete ernannt.

an? In seiner Mutter lebte der feste Glaube, daß ihr Sohn aus dem Osten

Alle ihre Vorsätze wurden über den Haufen geworfen, als sie nach einiger Zeit in der Zeitung die Verlobung von Herta Haberlands las. Fast gleichzeitig traf die Nachricht von der schweren Verwundung ihres ältesten Sohnes ein. Die geängstigte Frau brach fast zusammen unter der Last der Sorgen. Das Unheil, das sie so lange gefürchtet hatte, nahm seinen Lauf. Man sagt ja immer, daß ein Unglück selten allein kommt. Von Fritz fehlten seit Wochen alle Nachrichten. Wer konnte wissen, ob er überhaupt noch lebte! Und wenn er erfuhr, daß das geliebte Mädchen sich einem anderen verlobt hatte, war es aus mit ihm, dafür kannte sie ihren Fritz.

Schlafrod und vergnügt,

mich sehr erfreute. Sie ist doch nun einmal Frau Haberlands beste Freundin — Mutterchen, wie gefällt die Dir? Die wird nämlich Deine Schwiegertochter, wenn ich wiederkomme. Und ich komme wieder, daran glaube ich fest.“

Frau Bederath rief sich zur Ordnung. Wo war nur ihr Gottvertrauen gewesen in dieser schweren Zeit? Der liebe Gott half ihr, ohne daß sie es verdiente.

Wie war sie kleingläubig gewesen! — Aber nun sollte es wieder anders werden, sie wollte seine Hand nicht loslassen!



Der neue französische Stahlhelm.

Phot. Berl. Illustr.-Ges.

Eines Morgens klingelte es ganz früh; das ganze Haus schlief noch, die Lina an der Spitze natürlich. — Frau Bederath schlüpfte in ihren Schlafrod und öffnete selbst. Da stand Fritz vor ihr, gesund und wie immer — sehr hungrig.



Waldfriedhof in den Vogesen, 1000 Meter vor der gegnerischen Front. - Hofphot. Eberth, Kassel.

„Wo kommst du denn her?“ fragte sie glücklich.
„Direkt aus Rußland, kleines Mutterchen!“ lachte er und schloß sie in die Arme.
„Ja, hast du denn Urlaub?“
„Ich habe einen Transport zu leiten gehabt, und da bin ich mal ein bißchen herübergefahren. Ich möchte mich rasch verloben.“

„Ach, du armer Bub!“ Ganz blaß war die Mutter geworden, und Tränen standen in ihren Augen.

„Ja, was ist denn? Warum weinst du denn?“ Der Sohn war ehrlich erschrocken.

„Daß ich dir das sagen muß,“ stöhnte die alte Frau, „die Herrin Haberland hat sich ja neulich mit einem andern verlobt!“
Fris Bederath lachte schallend. Er konnte erst lange Zeit gar nicht sprechen. Endlich brachte er heraus: „Ja, natürlich mit einem andern! Ich will ja doch die Thea heiraten.“ Er lachte aufs neue.

Die Mutter griff sich an den Kopf. „Das wußt' ich gar nicht, daß da auch noch eine Schwester ist — o Gott, was hätte mir das für Aufregungen erspart, wenn ich das gewußt hätte!“

„Siehst du, Mutterchen, du hättest doch auf mich mehr hören sollen: mit den Träumen und Ahnungen hast du kein Glück!“

Selig streichelte sie seinen Arm. Sie sagte kein Wort — man muß ja nicht alles sagen, was man denkt, besonders nicht zu seinen Kindern. Aber nun wollte sie ernstlich sich nur auf den lieben Gott verlassen!

Und wer die Lieb' hat ausgesungen . . .

Von E. Fries.

(Nachdruck verboten.)

Der Zug stand zur Abfahrt bereit. Ganz so hoch wie in den unvergeßlichen Augusttagen gingen die Wogen des Abschieds nicht. Die Begeisterung war von einem gehaltenen Ernst durchdrungen. Es war doch schon zu viel Trauriges geschehen. Das mußte den Oberflächlichsten zum Nachdenken stimmen. Die frischen Jungens, die da nach dem Westen befördert wurden, machten frohe Gesichter. Die vornehmen Mädels waren auch alle so nett mit ihnen, machten Späße und bedienten sie; kein Wunder, daß sie lustig waren.

In der Tür eines Abteils zweiter Klasse lehnte Hauptmann von Voiges. Um ihn kümmerte sich kein Mensch. Er war verwundet gewesen und kehrte jetzt an die Front zurück. Seinen Bekannten und Verwandten hatte er Tag und Stunde der Abreise verschwiegen — wozu der Aufzug? Ja, wenn er eine Frau hätte! Aber der Anschluß war scheinbar ein für allemal verpaßt! Nun, im letzten Augenblick tat es doch weh, so unbeachtet fort zu müssen.

Das heißt: Da vorn die Blonde, die hatte ihn bemerkt. Die wußte auch genau, daß er nach ihr hinsah. Man ist ja nicht umsonst jahrelang „Löwe“ in einer kleinen Stadt gewesen. Da übt sich das. Wie's die Mädels machten, ohne einen Blick hinzuwenden, immer genau Bescheid zu wissen, wenn sie einem gefielen, das allerdings würde ihm ein ewig undurchbringliches Geheimnis sein.

Bestimmt sah er nach der Uhr. Da läßt so was die schöne Zeit vergehen, als ob der Zeiger nicht unerbittlich vorrückt! Noch drei, vier Minuten, dann war's vorbei. Aber sie unterhielt sich immer lustig mit den Soldaten, obwohl man ihr die ganz vornehme Dame doch ansah. Da, jetzt wurde sie angerufen; weiter hinten im Zuge wollte man noch etwas zu trinken haben. Sie mußte mit ihrem Tablett bei ihm vorbei. Sie hob die Augen zu ihm — Donnerwetter, nochmal, das war ein Blick! Der Hauptmann grüßte tief, sie dankte mit leisem Lächeln. Vor dem Abteil, in das sie den Kaffee hineinreichte, blieb sie stehen. Ja, hatte denn das Weib kein Herz im Leibe?

Langsam setzte sich der Zug in Bewegung. Als der Hauptmann in Hörweite der Dame kam, sagte er vorwurfsvoll: „Und für mich haben Sie gar nichts?“

Sie stützte den Bruchteil eines Augenblicks. Dann nahm sie ein kleines Buch und reichte es ihm, indem sie ein paar Schritte neben dem Zug herging. Ganz tief senkte er seine Augen — seine berühmten Augen! — in die ihren. Er sah noch, wie sie rot wurde und winkte, dann entschwand sie seinem Blick.

Wie verzaubert starrte der Hauptmann auf das Buch in seiner Hand. Dann schloß er die Augen. Wundervoll, nach langer Zeit einmal wieder die süße Unruhe zu spüren, die ihm früher in seliger Leutnantszeit so geläufig war! Zug um Zug versuchte er sich das holde Frauenbild zusammenzusetzen, das ihm dies leise pridelnde Gefühl verursachte, für das er sich schon zu alt geglaubt hatte. Als er einsah, daß es nicht gelang, ihre schönen Züge zurückzurufen, rüdt er sich zurecht und besah das Buch. Halt, da stand ihr Name! Thea Brentendorff, Heinrichshorst. Das klang nach Rittergut. Man würde ihr schreiben können. Befriedigt schob der Hauptmann das Buch in die Tasche.

Die ersten Tage im Felde brachten viel Anstrengung. Es den Franzosen zuzukommen, die einen Durchbruch planten. Aber dann, nach tagelangen harten Kämpfen, als die Stille für's erste zur Ruhe gebracht waren, schrieb Hauptmann Voiges seine erste Karte. Wie ein verliebter Primaner zählte er Tage, bis Antwort kommen konnte. Und sie kam richtig, so sehr es unter den obwaltenden Umständen möglich war. Nur wenige Worte, ganz förmlich, so wie es zu der Erscheinung, die Hauptmann im Wachen und im Träumen vorschwebte, paßte, wagte einen weiteren Vorstoß. Er schrieb einen Brief. Kurz, taktisch, forsch! Darin hatte er Übung. Man konnte fast von Weisheit sprechen. Die Angebetete blieb zunächst bei den Postkassen. Aber es ließ sich nicht verkennen, daß auch ihr Ton ein wenig wärmer wurde. Voiges ging herum, von Glück getragen.

Dann kamen die heißen Kämpfe von La Bassée. Die Kompanie des Hauptmanns von Voiges litt sehr, und er selbst wurde schwer verwundet. Als er im Lazarett zuerst wieder zu Besinnung kam, galt sein schmerzliches Bedauern nur der schönen Thea Brentendorff, die er nun wohl doch nicht würde glücklich machen können.

An Schreiben war einstweilen nicht zu denken. So begnügte sich der Kranke mit Träumen, die von einer schmerzvollen Seite waren. Ganz leise raunten Hoffnungsstimmen allerlei wunderliche Möglichkeiten. Erst nach Wochen erfuhr er, daß man das Bein wohl doch noch würde abnehmen müssen. Nun war seine Stimmung in jähe Verzweiflung um. Zu Ende alles, das Leben lebenswert macht — ein Krüppel ohne Beruf, hatte der noch zu hoffen?

Er wurde nach Wiesbaden überführt, um dort in dem großen Lazarett operiert zu werden und seine Heilung abzuwarten. Er schrieb er zum ersten Male wieder an Thea Brentendorff. Statt der zarten Briefchen voll verhaltener Glut wurde es ein erster Bericht des großen Mißgeschicks und ein wehmütiger Abschiedsgruß. Er rechnete auch gar nicht nach, wann eine Nachricht kommen könnte. Es war ein Traum — ein schöner — und es mußte ein Traum bleiben.

Mitten in seinen trüben Gedanken wurde ihm Besuch gemeldet. Ein Herr trat ein, doch schien er draußen noch mit jemandem zu sprechen. Wie ein alter Bekannter trat er an das Bett Hauptmanns und schüttelte ihm die Hand. Dann lachte er einer kleinen Verlegenheit in der Stimme.

„Brentendorff“, stellte er sich vor.

Der Herzschlag setzte bei Voiges aus. Er brachte kein Wort über die Lippen.

„Meine Damen sind auch hier. Sie wollen Ihnen nach noch „Guten Tag“ sagen. Ich muß nur vorher etwas aufklären. Er räusperte sich, dann lachte er freimütig. „Ach was, ich Ihnen die Sache schonend beibringen — aber wir sind keine Kinder, nicht wahr? Also, die Dame, die Ihnen das damals gab, war meine Frau.“ Er hielt inne, denn der Hauptmann hatte eine unwillkürliche Bewegung gemacht. Der Besucher sah, daß es den Kranken doch wohl angriff, denn er blaß geworden. Jetzt drängte Voiges selbst zur Fortsetzung.

„Sie hat sich einen Scherz mit mir gemacht?“

„Sie nicht,“ lächelte Brentendorff, „denn sie war gar zu Hause, als Ihre erste Karte kam. Da aber meine Schwester ebenso heißt — ich habe nämlich eine Cousine geheiratet — antwortete sie, ohne zunächst den Zusammenhang zu verstehen. Nachher machte es ihr freilich Spaß“, bekannte er offen.

Die Tür ging auf. Der Chirurgen kam mit den beiden Damen herein. Sie begrüßten den Hauptmann wie alte Bekannte. Die gesellschaftliche Gewandtheit ließ keine Verlegenheit aufkommen. Die Schwester war auch ein sehr schönes Mädchen, wie Voiges mit Kennerblick feststellte; ein wenig zu frische Farben, aber mochte nur eine Folge der immerhin eigentümlichen Situation sein. Das schadete ihr auch nichts, denn wenn man so recht nachlegte, war's doch ein starkes Stück!

„Sagen Sie mal, verehrter Herr Hauptmann,“ unterbrach da der Chirurgen die rasche Gedankenfolge des Leidenden, „setzen Sie denn da für Wären in die Welt? Ihnen würde Bein abgenommen? Ja, wie kommen Sie denn darauf?“

Voiges war starr. Kaum war er imstande, zu antworten. „Es ist mir in Grandpré gesagt worden“, stotterte er verlegen.

„Ich denke ja gar nicht daran“, rief der alte Herr burschlich. „Sie werden noch den Bortänzer bei Hofe machen, wenn's lang wird!“

„Na, wenn auch das nicht gerade“, sagte der Verwundete, dem die neue Gemütsbewegung die Gedanken in tollem Durcheinanderjagte. „Ich bin ja schon mit viel weniger zufrieden.“ Er schloß einen Augenblick die Augen, wie um sich zu sammeln. Als er sie wieder aufschlug, fiel sein Blick auf die Schwester Herrn Brentendorff.

Eine feierliche Stille lag über dem Raum. Dann verklärte ein Lächeln voll Mut, Hoffnung und Zuversicht die Züge des Leidenden.

Schätze auf dem Meeresgrund.

Von Alfred Mello. (Nachdruck verboten.)

Ein findiger Kopf hat einst das Wort geprägt: „Das Geld liegt auf der Straße.“ Wem das Glück hold ist, der findet den Weg zum Wohlstand oder Reichtum im Vorübergehen; nicht nur auf der Straße, sondern im ganzen Weltall sind unermessliche Reichtümer verborgen, die wir nur durch Verwendung von Millionen oder gar nicht nutzbar machen können.

So lagern unermessliche Schätze auf dem Meeresgrund. Meer selbst gibt uns in seinen Millionen von Lebewesen, uns teilweise zur Nahrung dienen, die Möglichkeit, im Handel Verkehr Reichtümer zu erlangen; jedoch ebenso beharrlich das Meer von ihm verschlungene Schiffsgüter fest, um sie vermehrt freizugeben. Wer diese versunkenen Schiffswracks sämtlich heben könnte, würde sich unermesslich reich machen können. Die Meeresvögel hüten seit Jahrhunderten Millionen an Geld- und Goldeswert. Im Oktober 1799 strandete der Insel Terzschelling an der holländischen Küste das Segelschiff „Lutine“. Es hatte an Bord 330 Barren Gold, 179 Barren Silber und 2 1/2 Millionen Mark in geprägtem Gelde. Insgesamt hatte diese Ladung einen Wert von 24 Millionen Mark. Holland suchte alsbald, die Schätze zu retten, aber das Meer hatte es nicht mit so gewaltigen Sandmassen umgeben, daß es möglich war, auch nur einen Pfennig von den aufgestapelten Schätzen bergen zu können. Später versuchten englische Taucher, die Schätze zu heben. Es wurden nach fünf mühseligen Tauchgängen zwei Millionen Mark dem Meere abgenommen. Aber lagerten an 22 Millionen auf dem Meeresgrund, fest eingetragte im Meeresboden. So ruhten diese Schätze fast hundert Jahre auf dem Boden der Nordsee. Da kam im Jahre 1909 ein englischer Ingenieur namens Loke auf den Gedanken, einen Tauchapparat zu erbauen, der aus einer Anzahl von Rohren besteht, die die Sandmassen um das Schiffswrack heben. In 24 Stunden vermag dieser Apparat, der auch eine Arbeitskammer für den Taucher besitzt, 40 000 Tonnen Sand aufzusaugen. Aber man arbeitet schon seit ungefähr drei Jahren an der Hebung dieses Millionenreiches, und selbst, wenn gelingt, das Schiff freizulegen, fragt es sich noch, ob die Taucher nicht Tausende der Geldstücke auf dem Meeresboden im Laufe der Jahre verstreut haben. Dann beginnt für Taucher eine neue und mühselige Arbeit, den Meeresboden diesen Schätzen abzusuchen.

Einen ähnlichen Versuch unternahm im Jahre 1910 eine Expedition von Neuschottland aus. Sie wollte einen in der Bay von Fundy ruhenden Schatz einer hier vor hundert Jahren versunkenen spanischen Galeere heben. Es war bisher jedoch wegen der starken Meeresströmungen nicht möglich, an das Schiff zu gelangen. Fünf Millionen Geldeswert ruhen seit 15 Jahren auch auf dem Grunde des Humbersees als Ladung eines Dampfers, der hier bei einem Schiffszusammenstoß im Jahre 1865 mit 115 Personen unterging. Von einer sagenhaften Goldflotte, die in schwedischer Zeit bei Neval auf dem Meeresboden versank, hoffen kühne Taucher immer noch Schätze bergen zu können. Man hat im Jahre 1910 vergeblich nach den goldenen Reichtümern gesucht, von denen man sich erzählt, daß der Rumpf jenes Schiffes aus purem Golde bestehen würde. Den größten Schatz birgt das Meer in der Bai von Vigo, die Spanier während einer Seeschlacht die Summe von 2 Millionen Mark ins Meer versenkten, um sie nicht den Engländern preiszugeben. Diese Summe brachten die Spanier aus westindischen Kolonien mit. Bisher konnte man von diesem Schatz nur 6 Millionen retten.

Bei diesen Vergangsversuchen ist es einzig und allein der Mut des Tauchers, der zu einem Erfolge führt. Es gehört Besonnenheit dazu, sich in bedeutende Meerestiefen hinabzulassen. Länger als 25 Minuten kann ein Taucher unter dem Wasser verweilen, und viel gefährlicher als der Aufstieg ist der Aufstieg ans Tageslicht. Die Meeresvögel üben einen Druck, der 50 bis 80 Pfund auf den Quadratfuß beträgt, auf den Körper aus. Darum darf der Aufstieg nur ganz langsam geschehen, sollen die Blutgefäße der Wogenlast standhalten können. Die größte Meerestiefe erreichte der englische Taucher Catto mit 210 Fuß. Um wieder ans Tageslicht emporsteigen, brauchte er eine reichliche Stunde, denn ein plötzliches schnelles Emporsteigen hätte ihm durch Zerreißen der Blutgefäße unfehlbar den Tod gebracht.

Die Arbeit der Taucher hat jedoch auch wiederholt den Nutzen

gehabt, daß größere Summen den Meeresvögel entrisen werden konnten. Goldbarren im Betrage von 1 1/2 Millionen Mark konnten durch Taucherarbeiten aus dem spanischen Schiff Alphonso XII. entnommen werden, das bei den Kanarischen Inseln gestrandet war. Mit dem Untergang des englischen Dampfers Oceana wären 15 Millionen Mark verloren gegangen, hätten die Taucher nicht einen Teil der Goldschätze aufgefunden. Es handelte sich hierbei um die schwierige Aufgabe, im Schiffsinnern die Kapitänstajüte aufzusuchen, alsdann in einer Schublade den Schlüssel zum eisernen Geldschrank zu finden und diesen zu öffnen. Da hieß es, sich den Weg über Trümmer und durch dunkle Gänge bahnen, und wenn man glaubte, dem Ziele nahe zu sein, warf eine tödliche Meereswoge die Goldsucher wieder zurück, so daß die Arbeit von neuem beginnen konnte. Mit jedem Handels- und Passagierdampfer, der sein Grab in der Meerestiefe findet, gehen auch zugleich Millionenwerte an Schiffseigentum, an Frachtgut und Eigentum der Passagiere verloren. Auf 350 Millionen Mark bewertet man die Schiffsverluste in den letzten Jahren. Auf allen Meeresgebieten hat der Meeres- und Wettergott sich von den Schiffen seinen Tribut zahlen lassen, und krampfhaft hält er diese Millionenwerte fest, um sich durch die Unerforschlichkeit der Taucher nur mühsam einen geringen Teil wieder abringen zu lassen. Am hartnäckigsten hütet das Meer die Schätze der „Titanic“, die für immer, unerreichbar für des Menschen Hand, auf dem Grunde des Meeres lagern.

Wiederum besitzt das Meer aber auch Millionenwerte, von denen wir nach unserem Wunsch und Willen zur Genüge empfangen können. Perlen, Korallen, Muscheln und Seetiere aller Art erhalten die Menschen von ihm zum lohnenden Erwerb. Aber viel höher sind die Summen zu schätzen, die das Meer alljährlich in seine Tiefen zieht. Jahrhundertlang bereitet es ihnen ein stilles Grab, dessen Entdeckung nur einem Zufall zu verdanken ist, wie vor fünf Jahren das Auffinden eines gestrandeten Schiffes an der Ostküste von Tunis, das eine Ladung kostbarer griechischer Kunstgegenstände aus Marmor enthielt und demnach über 1900 Jahre unentdeckt geblieben ist. Wenn auch durch unsere modernen Sicherheitsvorrichtungen heute jedem Unglücksfall auf der Seefahrt nach Menschenmöglichkeit vorgebeugt wird, so kann trotzdem der launische Gott Neptun seinen Dreizack mit solcher Heftigkeit schwingen, daß die Wellen die stolze Schiffslast verschlingen. Aber das Gold auf dem Meeresgrund ist schwerer zu finden wie das auf der Straße, denn das Wasser hat keine Balken, und oft müssen hohe Kapitalien aufgewendet werden, ehe man an eine Vergütung der gesunkenen Schätze denken kann, die auch dann vielleicht nur zum Teil wieder gehoben werden können.

Sinnspruch.

Schlürfst du des Lebens Freudenwein — Halt ein!
Triffst dich des Lebens Sturmgebräus — Halt aus! O. Bromber.

Fürs Haus

Verstellbare Keilkissenstühle.

Viele kranke Krieger müssen mit dem Kopf hochliegen. Dafür genügt dann die Stärke des Keilkissens nicht, und man sucht bei der Hauspflege das Pfül durch Unterlegen von Lächern, Kissen usw. auf die erforderliche Höhe zu bringen. Besser würde diesem Zweck eine verstellbare Stühle dienen, wie sie in Krankenhäusern verwendet wird, wie man sie in einschlägigen Geschäften kaufen, sich aber auch mit Hilfe des Hausstischlers selber und billiger herstellen kann. Man läßt sich, wie aus der Abbildung ersichtlich, zwei einfache Holzrahmen in der Breite des Keilkissens anfertigen und beide Rahmen an der einen Längseite durch zwei Scharniere miteinander verbinden. Der untere Rahmen erhält zudem eine flache Querleiste, in den oberen werden Löcher eingebohrt, mit deren Hilfe man den Rahmen kreuzweise recht stramm mit Schnur oder Bindfaden bespannt. Um den Rahmen nun beliebig verstellen zu können, erhält der obere an den beiden freien Enden noch je eine Stütze mit Scharnier, der untere schräge Einkerbungen, in welche die Stützen eingreifen. Mit Hilfe dieses Rahmens kann man dem Kopfkissen jede beliebige Höhe geben, was sich auch in Zeiten der Konvaleszenz als sehr angenehm für den Patienten erweist.

